



Mehr Mut

Für viele Mediziner gehört der Umgang mit Zahlen und Statistiken zum Alltag, heute aber geht es um Zahlen, die nicht alltäglich sind. Die Zahl der Flüchtlinge hat im letzten Jahr ihren Höchststand erreicht, weltweit suchen so viele Menschen wie noch nie zuvor Schutz vor Konflikten, Kriegen, Hunger und Verfolgung.

Laut aktuellen Zahlen der UNO-Flüchtlingsorganisation UNHCR waren im Jahr 2017 68,5 Millionen Menschen auf der Flucht, 3 Millionen mehr als 2016 – etwas weniger als die gesamte Bevölkerung von Ägypten oder etwas mehr als die Gesamtbevölkerung der Türkei. Das heisst, 1 von 110 Menschen weltweit ist von Flucht und Vertreibung betroffen, alle zwei Sekunden wird im Schnitt jemand zur Flucht gezwungen. Gut die Hälfte davon sind Kinder unter 18 Jahren, die allein oder zusammen mit ihrer Familie flüchten müssen.

Fast zwei Drittel der Flüchtlinge sind innerhalb ihres Landes auf der Flucht, «nur» etwa 3,1 Millionen der Flüchtlinge suchen international um Asyl nach. Auch

wenn es dem ein oder anderen anders vorkommen mag: 85 Prozent der Flüchtlinge werden von Entwicklungs- und Schwellenländern aufgenommen.

Wie konnte es so weit kommen, dass sich so viele Menschen in ihrer Heimat nicht mehr sicher fühlen? Die wenigsten dürften sich freiwillig auf den Weg gemacht haben, um Familien und Freunde, ihr Land, ihre berufliche Stellung, ja ihre gesamte Vergangenheit hinter sich zu lassen und unter schwierigsten Bedingungen in eine ungewisse Zukunft aufzubrechen.

Und was ist passiert, dass die, denen es doch meist so viel besser geht, so viel Angst vor diesen Menschen haben, dass sie Mauern bauen und Grenzen dichtmachen wollen, Boote abweisen, ja sogar Kinder von ihren Eltern trennen und in Verschlüsse stecken, um den Willen zur Abschreckung möglichst deutlich zu demonstrieren? Und wie schlecht muss es Menschen gehen, die die Trennung von ihren Kindern unter diesen Bedingungen als das kleinere Übel in Kauf nehmen?

Wenn Menschen aus anderen Kulturen zu uns kommen, ist das natürlich nicht nur einfach. Nicht zuletzt geht auch die gesundheitliche Versorgung der häufig geschwächt, ausgezehrt und krank hier Eintreffenden mit erheblichem Aufwand und erheblichen Kosten einher. Aber sollten wir nicht als Gesellschaft trotzdem in der Lage sein, daran zu wachsen, anstatt uns durch Angstszenerarien einschüchtern zu lassen? Manches Mal haben die, vor denen wir Angst haben, mehr Angst vor uns als wir vor ihnen. Und von einer unvoreingenommenen Begegnung, einem Gespräch mit Fremden, kann man manchmal erst noch überraschend profitieren ...

Christine Mücke